Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 24

Artikel: Der Mann, der den schönsten Baum suchte : eine Parabel
Autor: Hayek, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672534

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

peinlicher Gewissenhaftigkeit ein Abbild der ehemaligen Göttin unter den Kathedralen. Was einstens viele Generationen mit handwerklichem Fleiß gen Himmel formten, bis es als gewachsene Schöpfung, gleichsam aus fruchtbarer, frommer, trächtiger Erde emporsprießend, einmalig schön wie eine riesige Wunderpflanze mit zierlichen, kunstvoll geformten Blattrippen im Winde stand, das bildete ein technisches Jahrhundert mit Maschinen sich nach, bis es äußerlich der an schwerer Verwundung Verstorbenen wieder glich. Das Antlitz dieser Kathedrale ist ein Ganzes, Unzerteiltes, sowohl in der Summe aller Bauteile, wie in den Teilen selbst, die in ihrer inneren Geschlossenheit zwar an sich vollendet sind, jedoch den vollkommensten Sinn ihres architektonischen Daseins erst aus dem ganzen Kunstbau erhalten. Die herrliche Stirnfassade dieses gotischen Wunderwerkes ist ein übersteigertes Naturschauspiel, aus kunstfertigem Schöpfungsgefühl einer einstmals glücklicheren europäischen Menschheit herausgeschaffen. Ein kühn und doch unendlich schwebend hingestelltes Gebirge, dessen Höhlen und Runen und Felsvorsprünge von Meisterhänden zu zarten Bildnissen und pflanzlichen Ornamenten veredelt wurden. Üppig wie die Natur selbst, ist dieses göttliche Werk doch nicht von wilder, willkürlicher Schönheit. Die menschlich erdachte und konstruierte Mathematik aller vollkommenen Harmonie bildet den Grundakkord des ganzen architektonischen, zu Stein geformten Orgelbrausens. Symbol ewiger Schönheit und Kunst, in deinem Abbild zu Reims mögest du weiterleben, über unsere arm gewordenen, finsteren Tage hinaus in eine sinnvollere, göttlichere Zeit hinein, deren Geschlechter wieder das strahlende Zeichen der wahren Menschengröße und -würde auf der Stirn tragen.

Richard Ott.

Alter Park.

Altes bröckelndes Gemäuer,
Moos und Zwergfarn in den Ritzen.
Durch die schwarzen Eiben blitzen
Grell zerflockte Sonnenfeuer.

Hitze kocht im Land und glutet:
Hier im moosigen Verstecke
Duftet herb die Buchsbaumhecke,
Feucht von Nelkenrot durchblutet.

Schwarzes, nasses Erdreich lagert
Unter Kräutern geil und mastig,
Oben wirrt sich dünn und hastig
Astwerk, alt und abgemagert.

Hinter eingerosteten Riegeln
Schlafen flüsternd Lied und Sage,
Wacht das Tor, daß niemand wage
Sein Geheimnis zu entsiegeln.

Hermann Hesse.

Der Mann, der den schönsten Baum suchte.

Eine Parabel von Max Hayek.

Ein Mann ging einst in einen Wald, um dort den schönsten Baum zu suchen. Er ging darum flüchtig an all den Bäumen vorüber, die seinem rasch wählenden Urteil nicht standhielten — und nur wenn er einen sehr schönen Baum sah, blieb er eine Weile vor ihm stehen und prüfte dessen Stamm und Krone und Blätter. Aber sobald er den sehr schönen Baum solcherart eine Weile geprüft hatte, eilte er weiter, indem er sich sagte: „Dieser Baum ist ja sehr schön, gewiß — aber ob er der schönste ist, das kann ich noch nicht sagen! Da muß ich weiter suchen!"

Und so suchte der Mann weiter und weiter und fand andere, sehr schöne Bäume, und wieder andere sehr schöne Bäume — aber welcher der schönste von allen gewesen war, das hatte er noch nicht herausgefunden. Denn fast jeder Baum schien da oder dort einen Mangel zu haben. Und er suchte doch den vollendet schönen Baum, diesen Baum, er suchte den schönsten Baum des Waldes — und nur diesen!

Über dieser Suche war er aus dem Walde herausgekommen und stand nun im Freien. Vor ihm dehnte sich ein langer Weg, der ins Unbekannte führte. Und auf diesem Wege ging er nun. Und der Wald war hinter ihm.

Und da geschah es, daß er sich auf einen Straßenstein niederließ und über seinen Suchegang durch den Wald nachdachte.

„Ich bin da durch einen großen Wald gegangen," sagte er sich, „worin Bäume über Bäume standen. Aber ich habe eigentlich nur wenige davon gesehen. Ja, ich darf nicht einmal sagen, daß ich durch einen großen Wald gegangen

bin, denn ich habe ja vom Walde auch nichts gesehen! Ich habe ja nur ein paar Bäume gesehen, ein paar Bäume nur, nichts weiter! Und es war doch ein großer Wald voll Bäumen, von denen jeder seine Schönheit gehabt haben mochte! — Ich Tor — wie bin ich blind gewesen! Nun, wenn ich wieder in diesen Wald komme, will ich es anders machen!"

Wie dieser Mann durch den Wald ging, immer auf der Suche nach dem schönsten Baum und ohne der anderen Bäume sonderlich zu achten, wie schön sie auch gewesen sein mochten: so geht mancher Mensch durchs Leben — blind für die tausend Wirklichkeiten und Wunder, die ihn umgeben — immer dem einen Ideale nach, das er niemals, niemals schauen soll!

Das heilige Brot.

Eine Ernte-Erinnerung von Alfred Huggenberger.

Zu meinen Kinderzeiten wurde in unserer Gegend noch das meiste Getreide mit der Sichel abgeschnitten. Das war, besonders bei großer Hitze, eine ziemlich mühsame Arbeit. Aber man gewöhnt sich auch an das Bücken; und die Gewißheit, mit dem heiligen Korn das tägliche Brot für ein ganzes Jahr zu gewinnen, weckt ein schönes Dank- und Friedensgefühl im Herzen. Unser kleiner, engverbündeter Schnitterharst rückte damals gewiß nie gedrückt und unfroh aus. Vom Beispiel und Zuspruch der unermüdlichen Mutter angesteckt, von ihrem Lob und Tadel angefeuert und beschämt, trieben wir in schneckenlangsamem, aber auch schnecken-nachdrücklichem Vorrücken einen „Faa" nach dem andern in den dichten Halmenwald vor, bis der Acker sich endlich vor der unablässigen Mühewerbung ergeben mußte. Von Geringachten des eigenen Vollbringens keine Spur. Noch war des Schnitters treues Werken, sowie dessen wertgehaltenes Symbol, die Sichel, von einem goldenen Schein umflossen.

Es war einer der schönsten, klarsten Erntetage angebrochen, als für uns der stattliche Kornacker auf dem Rebenbuck an die Reihe kam. Die Sonne hatte sich noch nicht sehr hoch über den Morgenwald erhoben, und doch standen wir dem sauern Tagewerk bereits Aug in Aug gegenüber. Auf dem Ährenmeer machte ein leiser Wind kleine, zierliche Wellen. Die Mutter wetzte die letzte Sichel und sagte wie gewohnt ihren Spruch her:

I Gottsname ag'fange,
Well Gott, daß mer gern hörid.*

Ich hatte den Sinn dieses Arbeitssegens lange Zeit nicht richtig auszudeuten gewußt; denn daß jemand beim Schaffen ungern aufhören könnte, das war für mich nicht verständlich. Ich begriff erst, wie es gemeint war, als einmal im Nachbardorf ein Mann beim Heuladen rücklings vom Wagen fiel und das Genick brach.

Daß wir Kinder bei der Arbeit nicht griesgrämig und sauertöpfisch werden konnten, das brachte die Mutter ohne große Mühe fertig. Von Jugend auf mit jeder Bauernarbeit vertraut, vermochte sie auch jedem Tagwerk eine helle Seite abzugewinnen. Mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern geizte sie nicht; sie wußte, daß ein Quintchen Freude und ein Bröcklein Kurzweil das Bittere erträglich und das Erträgliche süß machen können.

Ein Süpplein ohne Salz,
Ein Müslein ohne Schmalz,
Eine Rebfrau mit saurem G'sicht,
Bei denen dreien stimmt was nicht.

Nein, meine Mutter war keine von den Seufzerseelen, die immer mit dem Herrgott verzürnt sind. Sie wußte mit ihm umzugehen und anerkannte alles, was er nach ihrem Dafürhalten recht gemacht hatte. Ihr und unser Gesundsein galt ihr als Beweis dafür, daß Gott unsere Ureltern rein nur aus Gutmeinen aus dem Paradies hinausbugsiert habe, weil sie dort beim Nichtstun liederlich oder krank geworden wären.

Im Getreideschneiden hatte sie eine so unglaubliche Fertigkeit, daß wir ihr oft staunend zusehen mußten. Das ging wie gehext. Auch meinen zwei ältern Schwestern lief die Arbeit schon ziemlich gut aus der Hand, während mein Bruder und ich uns noch mehr in der Rolle des Lehrbuben bewegten. Wir mußten je und je einmal den Rücken grad machen oder einen aus Ungeschicklichkeit mit der Sichel verletzten Finger verbinden lassen.

Beim Neunuhrimbiß auf dem Rasenbord unterm Schmalzapfelbaum stellte dann freilich jeder seinen Mann. Das war auch eines von den Gottgeschenken, für die sich die Mutter zu Lob und Dank verpflichtet fühlte: unsere immerwährende Bereitschaft, uns mit eßbaren Dingen zu beschäftigen, wo und wann sie uns in greifbare Nähe rückten.

* Wolle Gott, daß wir gern aufhören.